

# ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Herausgegeben von

Johannes Kunisch, Klaus Luig, Peter Moraw

Volker Press

16. Band 1989



DUNCKER & HUMBLLOT / BERLIN

que de l'Europe. Ces opinions traditionnelles sont en très petit nombre; elles ont peu de racine et peu de pouvoir. C'est une religion dont on laisse subsister quelques-unes des temples, mais à laquelle on ne croit plus.<sup>93</sup>

<sup>93</sup> *Tocqueville* (Anm. 7), Bd. 2, III., Kap. XVIII, 243. „In den Ansichten der Amerikaner trifft man noch verstreut auf einige vereinzelte Begriffe der früheren aristokratischen Ehre Europas. Diese überlieferten Auffassungen sind sehr wenig zahlreich; sie besitzen nur geringe Wurzeln und wenig Macht. Es ist eine Religion, von der man noch einige Tempel fortbestehen läßt, an die man aber nicht mehr glaubt.“ Übersetzung: *A. de Tocqueville*, Über die Demokratie in Amerika, hrsg. von J. P. Mayer, München 1976, 726.

## WAR FRIEDRICH WILHELM III. VON PREUSSEN EIN BÜRGERKÖNIG?

Von Thomas Stamm-Kuhlmann, Kiel

Mit dieser Frage ist der Zugang zu einer Gesamtbewertung der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms III. angestrebt. Sie soll an drei Punkten abgehandelt werden, die sich aus den verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Bürger“ beziehungsweise „bürgerlich“ ergeben. Da wäre zunächst das Bürgertum als soziale Schicht, die spätestens seit der Französischen Revolution bestimmte Aspirationen hat, da wäre zweitens der Bürger als Mitmensch, als Mitangehöriger des politischen Verbandes, was auf einen gewissen egalitären Gebrauch des Wortes vorbereitet. Wir werden sehen, daß Bürger sein in diesem Sinne verstanden die Vorstufe zu dem Allgemeinen, Mensch sein, darstellt<sup>1</sup>. Da wäre drittens Bürgerlichkeit als eine bestimmte Kulturform, die zu der Lebens- und Wirtschaftsweise der einen sozialen Schicht paßt. Diese drei Gesichtspunkte werden sich – das liegt in dem üblicherweise verwaschenen Wortgebrauch von „Bürger“ begründet – immer wieder verschränken.

„Die frohen Tage der Erwartung“ werden bei Heinrich von Treitschke die Wochen des Sommers und Herbstes 1840 genannt. Es war die Zeit, da Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, der Monarch, der in Preußen frischen Wind und Erneuerung bringen, der König, der eine zum Schluß als Stagnation empfundene jahrzehntelange Regierungsära beenden sollte. Diese Ära war die Regierungszeit seines Vaters gewesen, eben jenes hier von uns zu besprechenden Königs Friedrich Wilhelm III. Was war so bedrückend an der Regierung dieses Herrschers gewesen, worin bestand die angebliche „Stagnation“?

Friedrich Wilhelm III. hatte die später sogenannte bürgerliche Opposition unterdrückt, hatte die Kritik am absolutistischen Regierungssystem, an der Verhinderung der deutschen Einigung, wie sie nach dem Wiener Kongreß laut geworden war, als eine Bewegung angeblicher „Demagogen“ verfolgt. Und es war dies, wie wir wissen, zwar von Metternich eingeflüstert, doch hatte sich der König höchstpersönlich um einige der Fälle gekümmert und zum Beispiel gegen den Publizisten Karl Simrock Maßnahmen angeordnet.

<sup>1</sup> Vgl. zu diesem Zusammenhang *Manfred Riedel*, Bürgerlichkeit und Humanität, in: Rudolf Vierhaus (Hrsg.), Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 79), Heidelberg 1981, 13 - 31.

Dieser König hatte in seinem Testament erklärt, er sei entschlossen, die Regierungsgewalt ungeteilt zu erhalten, und er hatte versucht, seinen Nachfolger darauf einzuschwören, eine parlamentarische Vertretung von der Verantwortung für die Gesamtmonarchie so weit als möglich fernzuhalten. Und die parlamentarische Vertretung, so wurde doch immer gelehrt, war das erklärte Ziel des Bürgertums im 19. Jahrhundert. Wie konnte es, angesichts solcher Tatsachen, zu einer solchen merkwürdigen Einschätzung kommen wie der, daß Friedrich Wilhelm III. als „Bürgerkönig“ in die Geschichte eingegangen ist?<sup>2</sup>

Meine erste Antwort ist, daß diese Wortprägung auf Friedrich Wilhelm III., die sich zuletzt bei Walther Hubatsch findet, zu einem guten Teil aus Flüchtigkeit entstanden ist. Man kennt bestimmte Charakterzüge und Lebensgewohnheiten dieses Monarchen, die man mit dem bereitliegenden Etikett „Bürgerkönig“ versieht, um einen griffigen Ausdruck an der Hand zu haben und nicht weiter nachdenken zu müssen. Die zweite Antwort ist, daß die Neigung zu diesem Wortgebrauch so lange anhalten wird, wie es nicht gelingt, präziser zu fassen, was „Bürgerlichkeit“ im geschichtlichen Zusammenhang heißen soll. Und drittens meine ich, daß die Wortunklarheit tatsächlich auf einen Sachverhalt verweist, der da ist, den man aber bisher nicht ausreichend untersucht hat. Auf jeden Fall hatte Walther Hubatsch für sein Unternehmen, die Begriffe „Bürger“ und „König“ in der Figur Friedrich Wilhelms III. zusammenzubringen, seine Vorläufer.

Wir müssen zurückdenken auf andere „frohe Tage der Erwartung“. Auf die Tage nämlich, da Friedrich Wilhelm III. selbst den Thron bestieg, jener später als starr und reaktionär verschriene Fürst, auf dessen Abgang so viele Hoffnungen gesetzt werden sollten. Wir blenden also rund vierzig Jahre zurück und finden Erstaunliches. Folgendes Gedicht:

„Nicht dem Purpur, nicht der Krone  
Räumt er eitlen Vorzug ein.  
Er ist Bürger auf dem Throne,  
Und sein Stolz ist's, Mensch zu sein“.<sup>3</sup>

Mit diesem Gedicht feierte der Berliner Theaterdichter Karl Alexander von Herklots kurz nach der Thronbesteigung im Jahre 1797 den neuen Herrscher. Ein solcher Lobpreis nun, das wissen wir, hat immer einen großen Anteil von konventionellen Bestandteilen. Man kann von einem Theaterdichter, der von den Aufträgen des Königlichen Schauspielhauses lebt,

<sup>2</sup> Vgl. den Titel von *Walther Hubatsch*, Preußens Bürgerkönig im Zeitalter der liberalen Reform. Friedrich Wilhelm III. 1770 - 1840, in: Ders., Die Hohenzollern in der Geschichte, 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1971, 60 - 77.

<sup>3</sup> Lied zur Ehre des Königs. Von Karl Alexander von Herklots, dem Berliner Theaterdichter, und veröffentlicht kurz nach der Thronbesteigung, in: *Adalbert Cohnfeld*, Ausführliche Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen, Bd. 1, Berlin 1840, 181.

ohnehin keine Wunder an kritischer Beobachtung verlangen. Wenn dem aber so war, bedeutet dies, Herklots muß sich ausgerechnet haben, daß seine Formel vom „Bürger auf dem Throne“ dem Hof genehm sei.

„Sein Stolz ist's, Mensch zu sein“ – wir fühlen uns an Lessings „Nathan“ erinnert, wo es ebenfalls heißt:

„Sind Christ und Jude eber Christ und Jude  
Als Mensch? Ah! Wenn ich einen mehr in Euch  
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Mensch  
zu heißen!“<sup>4</sup>

Wir bewegen uns hier also im Gedankengut der Spätaufklärung, von dem wir wissen, daß es auch an den Fürstenhöfen Eingang gefunden hat. Bedeutende Aufklärer haben ja auch den jungen Friedrich Wilhelm unterrichtet, von dem Popularphilosophen Johann Jakob Engel bis zu dem Juristen Carl Gottlieb Svarez. Von ihnen hat er gelernt, daß ein Fürst kein Gott ist, sondern nur ein Mensch, den das Schicksal an eine günstige Stelle gesetzt hat, an eine Stelle freilich, an der er auch eine besondere Verantwortung trägt. „Die Moral ist für alle Menschen nur eine: eben die Wahrheiten, die der Sklave Epiktet sich entwickelte, waren auch brauchbar für einen Kaiser, für Arrian und Mark Aurel“<sup>5</sup>, so drückte Johann Jakob Engel diesen Zusammenhang aus.

Was hat es nun mit dem Gedankengut der Spätaufklärung an sich? Sind wir berechtigt, diese Ideenwelt, die davon ausgeht, der Monarch sei nur der Erste unter Gleichen und insofern Bürger, als besonders bürgerlich anzusehen?

Natürlich ist es klar, daß das Bürgertum, sofern es sich in der Gesellschaft des ancien régime zurückgesetzt fühlte, ein Interesse daran hatte, daß auf dem Wege des Gleichheitspostulats seine Lage verbessert wurde. Es scheint aber mehr als zweifelhaft<sup>6</sup>, die gesamte Aufklärung, wie das gern geschieht, als bürgerliche Bewegung zu vereinnahmen. Dem steht zum Beispiel die Tatsache entgegen, daß ein signifikant hoher Anteil der Mitarbeiter an der Berlinischen Monatsschrift, der wichtigsten Zeitschrift der Aufklärung am Ende des 18. Jahrhunderts, aus Adligen bestand<sup>7</sup>. An der Spitze der aufgeklärten Adligen in Preußen stand in der Jugend Friedrich Wilhelms III.

<sup>4</sup> *Gotthold Ephraim Lessing*, Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen (1779). Zweiter Aufzug, Fünfter Auftritt.

<sup>5</sup> *Johann Jakob Engel*, Fürstenspiegel, in: Ders., Gesammelte Werke, Bd. 3, 3. Aufl., Berlin 1802, III.

<sup>6</sup> Vgl. *Vierhaus* (Anm. 1), 9, Vorbemerkung; *Lothar Pikulik*, Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland, Göttingen 1984, 294 f.

<sup>7</sup> Vgl. *Horst Möller*, Aufklärung in Preußen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, 15), Berlin 1974, 251.

bekanntlich Friedrich der Große, also der König von Preußen selbst. Eher scheint es, als sei der Humanitätsgedanke, wie er durch alle Stellungnahmen von Lessings „Nathan“ bis zum Gedicht von Herklot's weht, Ausgeburt eines utopischen Denkens, das nicht nur alle ständischen Begrenzungen, sondern auch alle übrigen Zwänge der gesellschaftlichen Konvention beiseitegeschafft wissen möchte<sup>8</sup>.

Daß wir auf Schwierigkeiten stoßen werden, wenn wir die auf Friedrich Wilhelm und Luise applizierten Humanitätsideale allein der Spätaufklärung zuweisen, beweist uns im übrigen der Kult, der um das Königspaar in den Kreisen der Romantiker getrieben wird. Hören wir ein Gedicht der frühromantischen Maria Mnioch, in dem die Wünsche an das Paar Friedrich Wilhelm und Luise in der Form eines Appells zusammengefaßt sind:

„Seid uns nicht Götter, ihr Fürsten, und nicht Göttinnen, ihr Frauen  
Unserer Könige, nein, verbleibet uns würdige Menschen,  
Zeigt uns im edelsten Vorbild, wie man Großes und Kleines,  
Beides richtig im Leben harmonisch einander geselle,  
Hohes und strenges Geschäft und freundliches Leben im Hausstand<sup>9</sup>.“

Bekannter noch ist „Glauben und Liebe oder Der König und die Königin“, einer der wenigen Texte des Novalis, die zu seinen Lebzeiten im Druck erschienen sind. Dieser Text entstand mit unverkennbarem Bezug auf die große öffentliche Huldigung der Stände der westlichen und mittleren Provinzen in und vor dem Berliner Schloß am 6. Juli 1798. So waren Friedrich Wilhelm und Luise sehr konkret gemeint. Andererseits waren sie in diesem Text als „klassisches Menschenpaar<sup>10</sup>“, dem alle Bürger Preußens nachleben sollten, wieder in eine ideale Sphäre entrückt. Mit dieser Idealisierung hat es jedoch seine besondere Bewandnis: Wenn alle Bürger einmal werden sollen wie der König, wenn alle Menschen, wie sich Novalis ausdrückt, „thronfähig“ werden sollen, gibt es dann einen wesensmäßigen Unterschied zwischen dem König und seinem Volk? Es gibt ihn nicht. Der König ist Modell-Bürger. Sein Hauswesen ist besonders ausgezeichnet, weil es ein Muster-Hauswesen ist.

Einst war die repräsentative Öffentlichkeit des königlichen Hofes aus dem Haushalt des mächtigsten der Adligen durch eine bewußte, planmäßige Anstrengung hervorgerufen worden. Jetzt wird durch Novalis verlangt, daß der ganze Prozeß der Entfaltung einer höfischen Lebensform zurückge-

<sup>8</sup> Vgl. *Pikulik* (Anm. 6), 294 f.

<sup>9</sup> Nach: *Cohnfeld* (Anm. 3), Bd. 1, 110. Maria Mnioch starb 1797, noch vor dem Thronwechsel. Ihre Wünsche richteten sich also noch an das kronprinzliche Paar. Zu ihr vgl. ADB 22 (1885), 38.

<sup>10</sup> *Jahrbücher der Preussischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten 1798*, Bd. 2, 269 - 286; zitiert nach: *Hans-Joachim Mähl / Richard Samuel* (Hrsg.), *Novalis. Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs*, Bd. 2, München / Wien 1978, 298.

bildet werde zu einem Ideal, das man als verklärtes bürgerliches Hauswesen wiedererkennt. Dieses nur noch soll der Hof sein, und nur darin, daß er nun seinerseits „das große Muster einer Haushaltung“ wird, hat er Existenzberechtigung. „Nach ihm“, so schreibt Novalis, „bilden sich die großen Haushaltungen des Staats, nach diesen die kleineren, und so herunter. Wie mächtig könnte nicht eine Hofreform wirken! Der König soll nicht frugal, wie ein Landmann, oder ein begüterter Privatmann sein; aber es gibt auch eine königliche Frugalität, und diese scheint der König zu kennen. Der Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau ist die Feder des Hauswesens. So die Königin, die Feder des Hofes<sup>11</sup>.“

Ist der König nur noch das Ideal eines Privatmanns, dann ist er gleichzeitig auf beunruhigende Weise beliebig. Ich behaupte: Das Programm, mittels dessen Novalis den König zu glorifizieren scheint, ist in Wahrheit das Programm seiner Entmachtung. Ich sehe in diesem Text der Frühromantik demokratischen Sprengstoff.

So oder so: es fragt sich, weshalb nun gerade der neue König zum Projektionsschirm der Wünsche spätaufklärerischer Publizisten wurde. Die erste Antwort ist einfach: Weil er da war. An jeden neuen Herrscher nämlich heften sich heiße Wünsche und Hoffnungen, er möge etwas ändern und neu gestalten, und es ist eine Erfahrungstatsache, daß man Wünsche gern entweder in Form von Prophezeiungen oder von Tatsachenbehauptungen ausspricht. Wie stark die Hoffnung auf eine neue Ära bei einem Regierungswechsel jedesmal ist, können wir heute noch an den Inaugurationsreden amerikanischer Präsidenten beobachten, obwohl diese doch ohne Zweifel mit weniger Zauber umgeben sind, als die Monarchen der alten Welt es waren. Übertragen auf das Jahr 1797 heißt das: Es war in der artikulationsfähigen Öffentlichkeit – und diese wurde eindeutig, aus den verschiedensten Schulen und Richtungen, von jenem egalitären Humanitätsideal beherrscht – ein so starker Wunsch nach einem Herrscher vorhanden, der dem Ideal entsprach, daß man Friedrich Wilhelm III. kurzerhand dazu erklärte, ehe er noch Proben davon abgeben hatte. Dies nun freilich tat man nicht ganz, ohne Anhaltspunkte zu haben. Der Kronprinz nämlich hatte zumindest bereits bewiesen, daß er gewisse Eigenschaften besaß, die ihn zum „Bürger auf dem Thron“ geeignet machten.

Man wußte von ihm: daß er einfach und sparsam erzogen worden war; daß er schon jetzt sein Geld nicht ausgab; daß er seiner Gemahlin treu war; daß er die Ordnung liebte; daß er den Aberglauben nicht mochte; daß er den Prunk vermied, die Etikette haßte und am liebsten zu Fuß durch die Stadt streifte, als wäre er Harun al Raschid.

<sup>11</sup> Ebd.

Dieses alles sind Eigenschaften, die sich sehr gut machen bei einem Repräsentanten, der an die Spitze einer egalitären Gesellschaft treten sollte. Sie entsprechen dem Begriff vom Bürger, den wir auch heute noch gern mit positiver Emphase in solchen Ausdrücken wie „Bürgerpräsident“, „Bürgerinitiative“, „Staatsbürger in Uniform“ und dergleichen verwenden<sup>12</sup>. Nun hat aber das Wort „Bürger“ auch noch einen anderen, einen sozialen Inhalt. Wir meinen dann einen besonderen Stand, der in der Neuzeit zunehmend an Bedeutung gewann und schließlich in ganz Europa das Wirtschaftsleben beherrschte. Diesem Stand werden bestimmte Tugenden zugeschrieben, die wir alle kennen: Nüchternheit, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Zuverlässigkeit, Disziplin und auch wieder Sparsamkeit, eheliche Treue (letzteres vor allem in positiver Distanzierung vom angeblich verlotterten Adel gesehen), und Pflichtbewußtsein<sup>13</sup>. Es hatten nun aber in Preußen keineswegs alle Herrscher diesen Idealen entsprochen. Am vollständigsten hatte das bisher Friedrich Wilhelm I. getan, der Urgroßvater unseres Dritten Friedrich Wilhelm<sup>14</sup>. Fast am wenigsten aber entsprach ihm Friedrich Wilhelm II., Vater unseres Königs und also jemand, dessen Ära man gerade zum Teufel wünschte. Dieser Monarch war überhaupt nicht nüchtern, sondern stellte eine Mischung aus feudaler Ritterlichkeit und abergläubischem Kleinmut, aus erotischem Appetit und Bigotterie dar, und im Volk munkelte man (was die Historiker widerlegt haben), er habe den Staatsschatz durch die Ausgaben für seine Mätressen ruiniert.

Kein Wunder also, daß in der ersten Hoffnung das Gegenteil dessen, was man ablehnte, vom Nachfolger erwartet wurde. Seit Schiller sein Drama „Kabale und Liebe“ ein „bürgerliches Trauerspiel“ genannt hat, ist es auch Gemeingut geworden, die in diesem Drama geübte Kritik am höfischen

<sup>12</sup> Vgl. die Anmerkungen dazu von Jürgen Kocka, Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert, in: Ders. (Hrsg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987, 57.

<sup>13</sup> Diese Tugenden wurden seit der frühen Neuzeit eingeschärft, wurden zunächst nicht im ständischen, sondern im politischen Sinn als „bürgerliche Tugenden“ definiert und erst im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts durch die „Moralischen Wochenschriften“ auch zu den spezifischen Tugenden des Bürgertums als Schicht. Vgl. Paul Münch, Einleitung zu: Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der ‚bürgerlichen Tugenden‘, München 1984, 17, 25.

<sup>14</sup> Psychoanalytiker haben Friedrich Wilhelm I. als „analen Charakter“ im Sinne der Charaktertypologie von Sigmund Freud und Karl Abraham eingestuft und festgestellt, daß sich „die persönlichen psychischen Bedürfnisse Friedrich Wilhelms dank der uneingeschränkten Befehls- und Gestaltungs Kompetenzen eines absoluten Monarchen den zeitgemäßen Tendenzen des Zivilisationsprozesses zu vergrößerter Affektkontrolle und Selbstbeherrschung“ überlagert hätten. Damit erscheint Friedrich Wilhelm I. als der Schöpfer des „Preußentums“ als Mentalität. Vgl. Kurt R. Spillmann / Kati Spillmann, Friedrich Wilhelm I. und die preußische Armee. Versuch einer psychohistorischen Deutung, in: HZ 246 (1988), 567, 588. Dieses Preußentum des achtzehnten Jahrhunderts nun mit „Bürgerlichkeit“ gleichzusetzen, würde, in Anbetracht des realen ökonomischen Entwicklungsstandes in Preußen, bedeuten, ein Bürgertum ohne Bürger zu fingieren.

Leben eine „bürgerliche“ zu nennen<sup>15</sup>. Der junge König also, der als erste Regierungshandlung die Mätresse seines Vaters verhaften läßt, wäre dann ein Vorkämpfer bürgerlicher Aspirationen. Da sind denn doch große Zweifel angebracht.

Es scheint mir einleuchtender, die Ursachen für diesen Übergriff gegen die väterliche Mätresse in den Zonen der familiären Beziehungen zu suchen, als ungeschickte Form der Rache am ungeliebten Vater zu deuten, gegen den es nie eine offene Auflehnung, wohl aber viel heruntergeschluckten Groll gegeben hatte. Eine Quelle spricht zwar davon, der Kronprinz habe sich schon zu Lebzeiten seines Vaters als Hoffnungsträger einer Opposition gegen die Regierung Friedrich Wilhelms II. angeboten<sup>16</sup>, doch scheint sein Rebellentum sich in nörgelndem Rasonieren erschöpft zu haben<sup>17</sup>. Stattdessen aber hat Friedrich Wilhelm III. als König, um seine Rache vollziehen und gegen die Mätresse vorgehen zu können, die rechtsstaatlichen Anschauungen seiner eigenen Richter und Beamten verletzt, darunter auch jener, die, wie der Vizepräsident des Kammergerichts, von Kircheisen, in den vergangenen Jahren die Fahne der Aufklärung und der Rechtsstaatsidee – also zweier nach dem gängigen Schema „bürgerlicher“ Programmpunkte – hochgehalten hatten<sup>18</sup>.

Wenige Jahre zuvor war Kircheisen in der Hoffnung getrogen worden, man könne den Thronfolger auf die Staatsauffassung des aufgeklärten Beamtentums einschwören. Damals hatte es sich besonders darum gehandelt, Friedrich Wilhelm für die Idee der Herrschaft durch das Gesetz und der Unabhängigkeit von Verwaltung und Justiz zu gewinnen. Friedrich Wilhelm III. zeichnete sich aber gerade dadurch aus, daß ihm die Fähigkeit zu systematischem Denken gänzlich abging. So ist es kein Wunder, daß er einer heute gern als „bürgerlich“ bezeichneten Wirtschaftsdoktrin wie dem von seinem Kanzler Hardenberg verfochtenen Liberalismus niemals nähergetreten ist. Es gibt von ihm keine Stellungnahme zu den doktrinären Teilen

<sup>15</sup> Zur Kritik daran vgl. Pikulik (Anm. 6), 119.

<sup>16</sup> Vgl. Fritz Arnheim, Zur Charakteristik Friedrichs des Großen und seines Großneffen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., in: FBPG 18 (1905), 233.

<sup>17</sup> Vgl. neben Carisien auch [Honoré Gabriel Riqueti, Comte de Mirabeau], Histoire secrète de la cour de Berlin, ou correspondance d'un voyageur François, depuis le mois de Juillet 1786 jusqu' au 19 Janvier 1787, Bd. 2, o. O. (Straßburg) o. J. (1789), 283 f.

<sup>18</sup> Vgl. dazu zusammenfassend Werner Hülle, Das Verfahren gegen die Gräfin von Lichtenau. Ein Kapitel preußischer Kabinettsjustiz, in: Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 86 (1974), 5 - 32; zu den Beeinflussungsversuchen der Juristen vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. vgl. vor allem Adolf Stölzel, Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, Berlin 1885, 335 u. ö.; Carl Gottlieb Svarez, Vorträge über Recht und Staat. Gedruckt nach den Originalhandschriften durch Hermann Conrad und Gerd Kleinheyder (Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen 10), Köln / Opladen 1960.

der Denkschrift von Riga, dafür aber Zeugnisse für den Versuch, nach den Befreiungskriegen den liberalen wirtschaftspolitischen Kurs der Hardenbergadministration zu korrigieren in Richtung auf konservative, paternalistische Sozialauffassungen<sup>19</sup>.

Als bewußten Verfechter bürgerlichen Denkens können wir Friedrich Wilhelm III. also abschreiben. Bleibt die ernster zu nehmende Frage, die ein wirkliches Forschungsproblem darstellt, ob sich nicht in den oben erwähnten und in weiteren Charakterzügen des jungen und auch des älteren Friedrich Wilhelm III. Merkmale einer Mentalität finden lassen, die man im tieferen Sinne, nämlich im Sinne der Persönlichkeitsprägung, als „bürgerlich“ bezeichnen kann, und was denn wohl im einzelnen dazu gehört.

Voraussetzung ist, daß man zunächst einmal zuzugeben bereit ist: eine solche bürgerliche Charakterprägung, die dann auch im Kollektiv eine „bürgerliche Mentalität“ hervorbringt, existiert. Psychoanalytiker wie Erich Fromm haben das behauptet. Fromm operierte mit einem gruppenspezifischen und epochenspezifischen „Gesellschafts-Charakter“<sup>20</sup>. Spekulationen darüber, wie sich bestimmte individuelle Verhaltens- und Reaktionsweisen Friedrich Wilhelms III. im Lauf seines Lebens auf den schwammigen Sammelbegriff eines „bürgerlichen Gesellschaftscharakters“ zurückführen lassen, verlassen aber den Bereich der Wissenschaftlichkeit und Nachprüfbarkeit. Gangbar ist dagegen ein anderer Weg. Es ist möglich, auf die Existenz bestimmter Lebensformen und eines bestimmten Geschmacks zu achten, der sich unter Umständen als „bürgerlich“ definieren läßt. In der neueren Forschung ist man ohnehin übereingekommen, daß das einzige, was Menschen verschiedener ständischer und Klassenlagen derart zusammenbindet, daß sie als eine Gruppe erscheinen, die Bürgerlichkeit als „Kultur“ ist<sup>21</sup>.

Hierzu ist den Zeitgenossen Friedrich Wilhelms III. auch noch Jahrzehnte nach jenen hymnischen Begrüßungen, die ich eben zitiert habe, eine ganze Menge aufgefallen. „Das königliche Palais“, schrieb Heinrich Heine 1822 in seinen „Briefen aus Berlin“, „ist das schlichteste und unbedeutendste von allen diesen Gebäuden. Unser König wohnt hier. Einfach und bürgerlich“<sup>22</sup>.

<sup>19</sup> Vgl. Barbara Vogel, Allgemeine Gewerbefreiheit. Die Reformpolitik des preußischen Staatskanzlers Hardenberg (1810 - 1820) (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 57), Göttingen 1983, 202 - 205.

<sup>20</sup> Erich Fromm definiert den Gesellschafts-Charakter als Ergebnis einer „dynamischen Anpassung der menschlichen Natur an die Gesellschaftsstruktur. Wenn die gesellschaftlichen Bedingungen sich ändern, so führt das zu Veränderungen im Gesellschafts-Charakter, das heißt zu neuen Bedürfnissen und Ängsten. Diese neuen Bedürfnisse lassen neue Ideen aufkommen und machen die Menschen empfänglich dafür. Diese neuen Ideen zeigen ihrerseits die Tendenz, den neuen Gesellschafts-Charakter zu stabilisieren und zu intensivieren und die Menschen in ihrem Handeln zu bestimmen.“ Ders., Die Furcht vor der Freiheit, 12. Aufl., Frankfurt a. M. 1980, 237.

<sup>21</sup> Vgl. Hermann Bausinger, Bürgerlichkeit und Kultur, in: Kocka (Anm. 12), 121.

Zu diesem Zeitpunkt war es also bereits erlaubt, die beiden Adjektiva zwar nicht als synonym, aber doch als zusammengehörend zu empfinden. Wir dürfen nicht denken, Heine habe in dieser Formel daran gedacht, dem König eben jene politisch bürgerlichen Absichten zu unterstellen, deren Existenz wir selbst eben in Abrede gestellt haben. Er ist ganz einfach den Wortassoziationen gefolgt, so wie seine Gewohnheit sie ihm eingab. Präziser, absichtlicher ist das Werturteil in dem Bericht, den die Gattin des preußischen Außenministers, Elise Gräfin Bernstorff, in ihren Erinnerungen von den Zimmern gab, die Friedrich Wilhelm III. während der 1820er Jahre im Potsdamer Stadtschloß bewohnt hat. „Das wunderbarste Gemisch von ganz königlicher und ganz bürgerlicher Einrichtung“ habe dort geherrscht<sup>23</sup>. Im Falle der Gräfin muß man wissen, daß sie von einem massiven Ständesdünkel erfüllt war und das Wort „bürgerlich“ nur verächtlich gemeint haben kann<sup>24</sup>. Wir spüren hier einen Teil von der Irritation, die Friedrich Wilhelm im Adel erzeugte, am allerwenigsten, weil die Gesetzgebung seiner Minister an dessen Privilegien gerüttelt hatte, sondern viel mehr, weil die Adligen mit seiner Art des Auftretens nicht zurechtkamen. Dieses Auftreten war gekennzeichnet durch die Scheu davor, im Mittelpunkt zu stehen. Anlässlich der Gratulationsfeierlichkeiten, die zum Geburtstag der Prinzessin Luise Radziwill, einer Cousine des Königs, am 24. Mai 1820 stattfanden, stellte die Gräfin Bernstorff fest: Der König fühlte sich wohl, weil die Gesellschaft der Glückwünschenden besonders bunt und formlos zusammengesetzt war. Sie stammte aus „verschiedenen Ständen und Altern“<sup>25</sup>. Diese Neigung des Königs, mit einer bunt gemischten Gesellschaft jenseits der Standesschranken umgeben zu sein, darf nicht mit einer demokratischen Gesinnung verwechselt werden. Sie entsprang allein der Tatsache, daß eine einfache und gleichzeitig gemischte Gesellschaft dem König eher die Gelegenheit lieferte, nicht beachtet zu werden und zwischen den Menschen gewissermaßen zu verschwinden. Dabei hatte sich seine Abneigung gegen die Etikette mit zunehmendem Alter bereits gemildert, war er korrekter in der Wahrung der gesellschaftlichen Distanz und manchmal peinlich genau in der Beobachtung des Zeremoniells geworden. Doch die Zentralsonne, Mittelpunkt eines ausbalancierten Systems von Himmelskörpern, das sich nach Gesetzen um ihn herum bewegte, wie Ludwig XIV., wollte Friedrich Wilhelm niemals sein.

<sup>22</sup> Heinrich Heine, Briefe aus Berlin. Erster Brief. 26. Januar 1822, in: Düsseldorf Ausgabe, Bd. 6, bearb. von Jost Hermand, Hamburg 1973, 12.

<sup>23</sup> Vgl. Gräfin Elise von Bernstorff, Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835. Aus ihren Aufzeichnungen, hrsg. von Elise von der Busche-Kessel, Bd. 2, Berlin 1896, 6.

<sup>24</sup> „Bürgerlich“ kann laut Johann Christoph Adelungs Grammatischem Wörterbuch der oberdeutschen Mundart, Leipzig 1793, Bd. 1, Sp. 1264. auch bedeuten: „Von feinen Sitten entfernt, den Gewohnheiten des Hoflebens und Adelsstandes nicht gemäß.“ Die Gräfin Bernstorff schrieb ihre Memoiren allerdings mindestens ein halbes Jahrhundert später.

<sup>25</sup> Gräfin Bernstorff (Anm. 23), Bd. 1, 283.

Es fehlte auch das äußerliche Gehäuse dazu, oder genauer: er nutzte es nicht. Nur zu Festlichkeiten, wie den jährlichen Ordensfesten am 18. Januar und den Hochzeitsfeierlichkeiten der königlichen Kinder, hat Friedrich Wilhelm III. das Berliner Stadtschloß und seinen Weißen Saal benutzt. Während für seinen Vater das alte Schloß noch klassizistisch umdekoriert worden war, zog Friedrich Wilhelm III. zum Wohnen dort gar nicht erst ein. Auch dies wieder ein Zug, der sich ebenso individualpsychologisch wie kulturgeschichtlich deuten läßt. Gehen wir von der bekannten Verantwortungsscheu Friedrich Wilhelms III. aus, so ließe sich sagen: Er wollte zeit seines Lebens Kronprinz bleiben. Darum hat er es vorgezogen, in seinem Kronprinzenpalais wohnen zu bleiben, das ihm 1793 anlässlich seiner Verheiratung eingerichtet worden war. Wir können diesen Verzicht auf den ganz großen Bau aber auch in den großen Bogen der Kulturentwicklung einbeziehen, der sich seit der Schaffung von Sanssouci andeutet. Die Herrscher, so zeigt sich da, bevorzugen immer intimere, immer schlichtere Bauten. Es ist ja auch bezeichnend, daß der wichtigste Schloßbau seit der Vollendung des Potsdamer Neuen Palais, das einen letzten Höhepunkt repräsentativer Architektur darstellt, das Marmorpalais im Neuen Garten war, und an dessen intemem Charakter kann wohl kein Zweifel bestehen. Jedoch: deutet der Wunsch nach Intimität und nach Naturnähe schon Bürgerlichkeit an? Dann müßte ja Marie Antoinette auch bürgerliche Mentalität bewiesen haben, als sie sich im Petit Trianon eine Milchwirtschaft einrichten ließ.

Nehmen wir uns einmal den sogenannten Schinkelpavillon vor, eines der wenigen Zeugnisse aus der Bautätigkeit Friedrich Wilhelms III., die sich auf Westberliner Boden befinden. Man ist versucht zu sagen: hier hat sich ein Bürger ein stattliches, gleichwohl aber einfaches Landhaus errichtet. Wenn wir uns aber die lange Geschichte der italienischen Villenarchitektur ins Gedächtnis rufen und daran denken, daß hier das Casino Chiatamone des Königs von Neapel Pate gestanden hat, dann erkennen wir, daß die höfisch-aristokratische Tradition keineswegs verlassen ist.

Als bestimmend für die bürgerliche Mentalität gilt ganz besonders ein Bereich, für den wir in der Literatur des 18. Jahrhunderts prägnante Formulierungen finden und auf den uns Novalis eingangs bereits hingewiesen hatte: die Pflege von Häuslichkeit und Familie. Man meint fast wieder Novalis zu hören, wenn Johann Bernhard Basedow in seiner „ganzen Natürlichen Weisheit im Privatstande der gesitteten Bürger“ 1768 schreibt:

Die Beobachtung der häuslichen Pflichten und der Regeln der häuslichen Klugheit sind die stärksten Stützen der menschlichen Tugend und Glückseligkeit<sup>26</sup>.

Es folgt an dieser Stelle kein Lobpreis und keine Schilderung der Glücksgefühle, die man durch dieses pflichtgemäße Leben erwirbt, sondern eine Liste

<sup>26</sup> Johann Bernhard Basedow, Die ganze Natürliche Weisheit im Privatstande der gesitteten Bürger, Halle 1768, 116.

mit der Verteilung der Pflichten auf die verschiedenen Familienangehörigen.

„Alle Personen in einem Hause müssen die mehrste Zeit wirklich arbeiten; der Mann, in seinen Ämtern, in seinem Gewerbe, in seiner Kunst, in seinem Handwerke in oder außer dem Hause, und durch das allgemeine Regiment über das Hauswesen; die Frau, durch Verteilung der ihr bestimmten Ausgaben, durch die Sorgfalt, mit den mindesten Kosten den meisten Bedürfnissen abzuhelfen, das meiste Vergnügen und die größte Reinlichkeit zu schaffen ...“<sup>27</sup>.

Wie hatte Novalis doch formuliert? „Der Mann fourniert, die Frau ordnet und richtet ein“<sup>28</sup>. Dem Mann ist also, und das ist traditionell und keineswegs achtzehntes Jahrhundert, die Außensphäre des Wirtschaftens anvertraut, während die Frau den Binnenraum verwaltet. Novalis übertrug dieses Schema auf das Königspaar. Wir wissen, daß die reale Königin Luise alles andere als eine korrekte Verwalterin des Hauswesens gewesen ist. Ihre Anlagen und Wünsche gingen überhaupt nicht auf derart strenge Dinge. Lieber lag sie bis morgens elf Uhr im Bett.

Anders liegt es bei der Amtsauffassung Friedrich Wilhelms III. Mit dem Allgemeinen Landrecht, das den König als Staatsorgan nennt und ihn damit in die Staatsordnung einbindet und relativiert, ist der Monarch einem Beamten immer ähnlicher geworden. Ein Beamter aber weiß zwischen Dienst und Privatleben zu unterscheiden. Diese Spaltung, von der Norbert Elias ausdrücklich festhält, daß sie der höfischen Gesellschaft fremd sei<sup>29</sup>, ist dabei, um 1800 auch in das höfische Leben vorzudringen. Wir haben zwar dafür kein schriftliches Zeugnis Friedrich Wilhelms III., dafür aber eine Stelle in der Biographie, die sein Hofprediger Eylert verfaßt hat, die ich geneigt bin für wahr zu halten. Eylert zufolge hat der König oft gesagt: „Bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestiert; in meinem ehelichen und häuslichen Leben will ich wenigstens meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die jeder Privatmann genießt“<sup>30</sup>. Wir wissen von Eylert und den Adjutanten Friedrich Wilhelms, daß der König sehr pünktlich war und den geregelten Zeitablauf liebte, den Basedow für das Funktionieren des bürgerlichen Haushalts, der bei Basedow noch vor allem als Erwerbseinheit gesehen wird, für notwendig hält.

Sehen wir uns nun an, wie die Freiheit und Unabhängigkeit des Königs im häuslichen Leben aussah. Hierzu ein tendenziöser Färbung unverdächtiges Quellenzeugnis. In einem Nebensatz einer auf ganz andere Inhalte gerichteten

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Mähl / Samuel, Novalis (Anm. 10), II, 298.

<sup>29</sup> Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 2, 2. Aufl., Bern 1969, 418.

<sup>30</sup> Rulemann Friedrich Eylert, Charakter-Züge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III., gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen. Zweiter Theil, Erste Abtheilung, Magdeburg 1844, 93.

ten Relation des österreichischen Botschafters Trauttmansdorff an Metternich vom 14. Oktober 1830 heißt es, „Sa Majesté le Roi de Prusse“ sei „habituée à trouver dans le sein de sa famille des motifs de distraction“<sup>31</sup>. Und in seinem Abschiedsbrief an Hardenberg als den Minister des Auswärtigen schrieb der hannöversche Gesandte Ludwig von Ompteda am 10. April 1806, dies allerdings sicher nicht ohne den Versuch der Schmeichelei: „C'est avec beaucoup de regrets que je quitte une cour, ... où j'ai eu le bonheur rare, de voir sur le trône le bonheur domestique; une cour, où j'ai trouvé sur le trône le modèle des souveraines (sic!), le modèle des épouses et des mères“<sup>32</sup>. Da kehrt in dem höflichen Schreiben eines Diplomaten die Lobpreisungsfigur des Novalis wieder. Luise als Mustergattin, das häusliche Glück auf dem Thron. Die Familie ist der Raum zum Glück. „Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie?“ fragte Novalis und nannte diesen Vorgang ein „wahres Wunder der Transsubstantiation“<sup>33</sup>.

Novalis hatte es der Vorbildfunktion der Königin auch zugewiesen, dafür zu sorgen, daß sich keine „Frivolität“ im Lande ausbreite<sup>34</sup>. Der Eros, so meinte Friedrich Sengle, ist besonders im Biedermeier dämonisiert worden, und die „heilige Familie“ war der Ort, an dem man sich vor diesem Dämon am ehesten sicher fühlen konnte. „Hier ist der Bereich, wo die Liebe in unzweifelhaft menschlicher Form erscheint, hier ist das Asyl, die Idylle, in der der erotische Fluch seine Kraft verliert“<sup>35</sup>. Vor diesem Fluch des Eros aber, das möchte ich behaupten und könnte es auch an Hand seiner Briefe und Aufzeichnungen belegen, hat Friedrich Wilhelm sich zeit seines Lebens gefürchtet.

Der Binnenraum der Familie ist seit dem Zeitalter der Empfindsamkeit mit besonders viel Gefühl aufgeladen. Daß diese Gefühlsaufladung in den Familienbeziehungen Friedrich Wilhelms III. und seiner Kinder vorhanden war, beweisen unzählige sehr persönliche, sehr lockere und zum Teil geradezu witzige Briefe. „Lebt wohl, Euer Euch herzlich liebender Papa, Vater, aber nicht – König, wie Ihr manchmal zu meinem Verdrusse unter Euch zu sagen pflegt“<sup>36</sup>. So wies Friedrich Wilhelm 1813 seine Tochter Charlotte zurecht. So, wie in seinen Familienbriefen verschwindend wenig Politik enthalten ist<sup>37</sup>, so soll im Binnenraum der Königstitel ferngehalten werden.

<sup>31</sup> Trauttmansdorff an Metternich, Berlin, 14. Oktober 1830. HHStA Wien, Staatskanzler, Preußen. Karton 135 Konv. 2 Fol. 157.

<sup>32</sup> Ompteda an Hardenberg. Berlin, 10. April 1806. ZSTA Merseburg Rep 92 Hardenberg E 8 Bl. 5.

<sup>33</sup> *Mähl / Samuel*, Novalis (Anm. 10), II, 304.

<sup>34</sup> Vgl. *Mähl / Samuel*, Novalis (Anm. 10), II, 298.

<sup>35</sup> *Friedrich Sengle*, Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815 - 1848, Bd. 1, Stuttgart 1971, 57.

<sup>36</sup> Friedrich Wilhelm III. an Prinzessin Charlotte. Kommotau, 23. August 1813, in: *Paul Bailieu*, Aus den Briefen König Friedrich Wilhelms III. an seine Tochter Charlotte, in: Hohenzollern-Jahrbuch 18 (1914), 189.

Lessing hatte das in der „Hamburgischen Dramaturgie“ folgendermaßen formuliert: „Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menschen überhaupt: diese sind pathetischer als alles, diese behaupten ihre Rechte immer und ewig“<sup>38</sup>.

Die Familie ist auch der Raum, wo sich die in der empfindsamen Bewegung gesteigerte Innerlichkeit entfalten kann, wo die Fähigkeit, von den Widrigkeiten des äußeren Lebens absehen zu können, zur Geltung kommt. „Du, liebe Luise,“ soll Friedrich Wilhelm zur Königin gesagt haben, „bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen – wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt“.

Nun, diese Stelle mitsamt dem berühmtesten Brief der Königin Luise, aus dem sie stammt, ist möglicherweise eine Fälschung. Karl Griewank, der gewissenhafte Herausgeber der Briefe, hat die Urschrift nicht auffinden können<sup>39</sup>. Ältester Fundort ist wieder das Buch von Eylert. Der ganze diesem Satz vorhergehende Abschnitt des angeblichen Briefes heißt „politisches Glaubensbekenntnis“ und verrät eine programmatische Reflexion, deren Intellektualismus in den übrigen Briefen Luises nicht erreicht wird und die wohl ex eventu zu Papier gebracht sein dürfte. Dem Satz selbst entspricht in augenfälliger Weise eine Stelle aus dem Buch „Über Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang“ des braunschweigischen Prinzenenerziehers und Philanthropen Carl Friedrich Pockels, das 1813 in Hannover herausgekommen ist. Da heißt es: „Wenn es draußen in der Welt stürmt, wenn alle Gemüter und Kräfte miteinander kämpfen und ringen, wenn die Kriege wüten, und alle Hoffnungen einer besseren Zeit untergehen, wenn selbst die Stärksten und Mutigsten verzagen, was bleibt dem bessern Menschen dann noch übrig, als der vertrauliche Umgang mit seinem häuslichen Glücke“<sup>40</sup>. Ist das Bild von Friedrich Wilhelm und Luise also verfälscht durch eine bestimmte Propaganda? Echt ist immerhin die folgende Briefstelle: „Die Welt mag

<sup>37</sup> Schon im Frühjahr 1799 erfuhr der niederländische General Kinkel, der Preußen für die Zweite Koalition gewinnen sollte, durch Prinz Georg von Hessen, den Onkel des Königs, seine nächsten Verwandten dürften über Politik nicht mit ihm reden. Vgl. *Hermann Hüffer*, Der Feldzug der Engländer und Russen im Herbst 1799 und die Stellung Preußens, in: *Historische Vierteljahrsschrift* 5 (1902), 178.

<sup>38</sup> *Hamburgische Dramaturgie*, 1. Bd., 14. Stück, in: *Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften*, hrsg. von Karl Lachmann, 3. Aufl., Bd. 9, Stuttgart 1893, 240.

<sup>39</sup> Königin Luise an ihren Vater, [Königsberg, April 1808], in: *Malve Gräfin Rothkirch* (Hrsg.), *Königin Luise von Preußen. Briefe und Aufzeichnungen 1786 - 1810*, München 1985, 424; *Karl Griewank* (Hrsg.), *Königin Luise. Ein Leben in Briefen*, Leipzig 1943, 479. Gerade die zitierte Passage ist in dem abschriftlichen Bruchstück des Brandenburg-Preußischen Hausarchivs nicht mehr vorhanden.

<sup>40</sup> Bd. 2, Hannover 1813, 332. Pockels gehört mit diesem Buch in die Nähe des Freiherrn Adolph von Knigge, dessen „Über den Umgang mit Menschen“ von 1788 bestrebt war, die Weltläufigkeit und Menschenkenntnis des Hofmannes auch dem bürgerlichen, vom Hof ausgeschlossenen Publikum zugänglich zu machen. Beide streben danach, die Grenze zwischen höfischer und nichthöfischer Welt zu nivellieren.



gehen wie sie will, sie stört den inneren Gang der Gefühle nicht. Wir bilden uns eine Welt in unseren Herzen<sup>41</sup>. Das sagt nicht irgendein armer Schlücker, irgendein poetischer Hungerleider zu seiner Braut, sondern es schreibt die Prinzessin Charlotte an ihren Bruder, den Kronprinzen, späteren Friedrich Wilhelm IV., am 19. Juni 1815. Gerade ist man in der Ungewißheit, ob es schon zwischen dem zurückgekehrten Napoleon und der neu zusammengezogenen Armee der Alliierten in den Niederlanden zu Kämpfen gekommen ist. Das „Leben des Inneren<sup>42</sup>“ ist für diese Monarchentochter das, was letztlich zählt. Carl Schmitt hat dazu gesagt: „In dem Augenblick, in dem die Unterscheidung von Innen und Außen anerkannt wird, ist die Überlegenheit des Innerlichen über das Äußerliche und damit die des Privaten über das Öffentliche im Kern bereits entschiedene Sache<sup>43</sup>“. Schmitt hatte bei dieser Formulierung den ursprünglichen Vorgang noch im Sinn, nämlich die Entstehung des Privaten durch die Unterwerfung *aller* unter den entstehenden modernen Staat. Es ist auch dies eine Ironie der Geschichte, wenn die Monarchie, einst der Motor dieses Prozesses, nun davon selbst eingeholt wird. Aber so ist es: Mit dem Prinzip der Gewissensfreiheit, das fortentwickelt wird zur Innerlichkeit, ist bereits der Keim des Endes für den absoluten Staat gelegt. „Die Unterscheidung von Innen und Außen wurde für den sterblichen Gott die Krankheit zum Tode<sup>44</sup>“. Was folgt, ist der Rechtsstaat, und in diesem ist dem Monarchen nur noch ein untergeordneter Platz angewiesen<sup>45</sup>.

Ohne Zweifel ist es auch ein Mangel, daß wir zur Klärung unserer Frage, wie weit ein entsprechendes, die Häuslichkeit und Innerlichkeit betonendes Empfinden dem Charakter Friedrich Wilhelms III. entspricht, nicht auf Selbstzeugnisse aus erster Hand zurückgreifen können, sondern uns an Aussagen seiner Kinder halten müssen. Wir wollen es deshalb, auch wenn uns der Rückgriff auf den Schinkel-Pavillon kein eindeutiges Ergebnis brachte, noch einmal mit der Untersuchung seines Wohnstils versuchen. Hier stößt man auf eine ähnliche Schwierigkeit. Den besten Beweis für eine Umgestaltung des Wohnstils in Richtung auf einen bürgerlichen Geschmack liefert uns nicht der König, sondern die Königin Luise. Diese nämlich begnügte sich, anders als ihr Gemahl, nicht allein mit dem Kronprinzenpalais, sondern ließ sich zusätzlich auch noch die Suite ihres Schwiegervaters, Friedrich Wilhelms II., im Berliner Stadtschloß einrichten. Dabei wich sie von der

<sup>41</sup> Prinzessin Charlotte an Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV). Charlottenburg, 19. Juni 1815, in: *Hermann Granier* (Hrsg.), *Hohenzollernbriefe aus den Befreiungskriegen*, Leipzig 1913, 291.

<sup>42</sup> Ebd.

<sup>43</sup> *Carl Schmitt*, *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols*, Hamburg 1938, 94.

<sup>44</sup> *Schmitt* (Anm. 36), 99.

<sup>45</sup> Vgl. dazu auch die Beobachtungen von *Schmitt* (Anm. 36), 103.

traditionellen höfischen Einteilung der Zimmerfolge ab, indem sie auf ein Paradeschlafzimmer verzichtete, die Reihenfolge der Räume umkehrte und das bisherige Grand Cabinet zum Schlafzimmer wählte. Von jetzt an lag das „Wohnzimmer“ vorn, das „Schlafzimmer“ hinten. „Die Richtung auf die heutige bürgerliche Wohnweise wird eingeschlagen“, bemerken die Architekturhistoriker Gerd Peschken und Hans-Werner Klünner dazu<sup>46</sup>. Keine Rede mehr von einem Schlafzimmer nach der Art Ludwigs XIV., als man das Bett, in den Worten Richard Alewyns, aufgeschlagen fand wie eine „Schaubühne“ für die täglichen Zeremonien des Levers und Couchers, die „das Intimste zu öffentlicher Bedeutsamkeit erheben<sup>47</sup>“. Was das bedeutet, sagt Jürgen Habermas: „Die Linie zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit geht mitten durchs Haus. Die Privatleute treten aus der Intimität ihres Wohnzimmers [wir müßten ergänzen: erst recht des Schlafzimmers, T. S.-K.] in die Öffentlichkeit des Salons hinaus; aber eine ist streng auf die andere bezogen<sup>48</sup>“. Habermas beschwört den „Binnenraum der patriarchalischen Kleinfamilie<sup>49</sup>“. Nun ist die Diskussion über die durchschnittlichen Familiengrößen früherer Epochen noch im Fluß<sup>50</sup>. Überdies ist das Material zur Geschichte der Familienstruktur natürlich niemals an Familien regierender Fürsten gewonnen, die den Mittelpunkt einer weitläufigen Hofhaltung bilden. Um so interessanter aber ist es, wenn sich zeigen läßt, daß sich kulturelle Muster, die der spezifischen wirtschaftlichen Situation bestimmter Schichten entsprechen, von Familien übernommen werden, denen diese ökonomischen Voraussetzungen abgehen, wenn also inmitten der überkommenen repräsentativen Öffentlichkeit des Hofes sich eine moderne, auf der Spaltung von Öffentlichkeit und Privatheit beruhende Lebensweise anbahnt.

Zum patriarchalischen Hausvater gehört die Rolle als Haustyran. Auch hierin kann der Monarch des beginnenden 19. Jahrhunderts nur noch eine Westentaschenausgabe sein. Zum großen Autokraten fehlt ihm das Format,

<sup>46</sup> *Gerd Peschken / Hans-Werner Klünner*, *Das Berliner Schloß. Das klassische Berlin*, Frankfurt a. M. / Berlin / Wien 1982, 100. Es handelte sich um die sogenannten „Französischen Kammern“.

<sup>47</sup> *Richard Alewyn*, *Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste*, Hamburg 1959, 23.

<sup>48</sup> *Jürgen Habermas*, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, 6. Aufl., Neuwied / Berlin 1974, 63.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Vgl. *Peter Laslett / Richard Wall* (Hrsg.), *Household and family in past time*, London / New York / Melbourne 1972; *Michael Mitterauer*, *Vorindustrielle Familienformen*, in: *Ders.*, *Grundtypen alteuropäischer Sozialformen (Kultur und Gesellschaft*, 59), Stuttgart / Bad Cannstatt 1979, 35 - 97; *Zur familienbetrieblichen Struktur im zünftischen Handwerk*, ebd., 98 - 122; *ders.*, *Der Mythos von der vorindustriellen Großfamilie*, in: *ders. und Reinhard Sieder*, *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie (Becksche Schwarze Reihe, 158)*, 2. Aufl., München 1980, 38 - 63.

und wenn Friedrich Wilhelms Schwägerin, die Prinzessin Marianne, den König in ihrem Tagebuch als einen Despoten<sup>51</sup> bezeichnet, so bezieht sich dieser Despotismus nur noch auf die familiäre Lebensweise, allenfalls auf den Hof, der als Institution ja fortbesteht, aber nicht mehr auf die politische Herrschaft. Denn dort, das erkannten wir eben als Werk der Jurisprudenz des achtzehnten Jahrhunderts, ist der Monarch an Gesetz und Recht gebunden, sein Absolutismus längst durch die Forderungen der Vernunft und der Billigkeit – eben auch der Humanität – gemildert. Übergriffe und Rechtsbrüche wie im Fall der Gräfin Lichtenau sind seltene, vom Beamtenapparat mißbilligte Ausbrüche eines alten Herrscherwillens, und unser Beispiel ist bezeichnenderweise in der Nähe zum familialen Raum angesiedelt. So gerät dem König eine wichtige religionspolitische Angelegenheit wie die Kirchenunion von 1817 nur noch zur Ausgeburt eines „Privateigensinns“, der „nicht imponiert“<sup>52</sup>.

Der Mann, dessen Privateigensinn beklagt wurde, hatte mehr als einmal nur den Wunsch, noch als „Privatmann“ leben zu dürfen. So schrieb er es im April 1809 nieder, als ihm die massive Kritik an seiner Friedenspolitik gegenüber Frankreich das Regieren vollends verleidet hatte. Er habe den Thron nicht erstrebt, heißt es da, sondern sei durch Erbfolge dazu berufen worden. Jetzt werde er ihn gerne einem Würdigeren überlassen. „Das einzige was ich mir alsdann vorbehalten, ist eine möglichst unabhängige und ungestörte Existenz in meinem Vaterlande als Privatmann, und zwar im Kreise meiner mich liebenden Familie, bis dahin daß die Nation Ansprüche an sie zu machen berechtigt ist“<sup>53</sup>.

Dieser Hang zum Einfachen ist ein Zug vieler Regenten um 1800. Schon in den 1790er Jahren wünschte sich Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg, „vom Fürstenthron zu steigen, um in einem Winkel der Erde sich und den Wissenschaften, nur umgeben von einem kleinen Kreise vertrauter Freunde, als Privatmann zu leben.“ Dabei schwankte er zwischen der Schweiz und Nordamerika. Der Herzog hat seinen Plan nicht verwirklicht, aber er hatte schon die Bücher ausgewählt, die er in die Einsamkeit mitnehmen wollte<sup>54</sup>. Wer von den Fürstlichkeiten dieser Jahre nicht von Abdankung träumte, pflegte zumindest einen Stil der Schlichtheit ähnlich dem Friedrich Wilhelms III.: „Ich sehe ihn immer noch auf seiner alten Droschke“, sagte Eckermann 1828 über den alten Großherzog von Weimar,

<sup>51</sup> „Ein launischer, despotischer, ärgerlicher, eigensinniger, grober Mensch und hart gegen Niedere“. Tagebuch der Prinzessin Marianne, Eintragung vom 14. September 1806. Hessisches Staatsarchiv Darmstadt D 22 Nr. 33 / S. 33.

<sup>52</sup> Tagebuch der Prinzessin Marianne, StA Darmstadt D 22 Nr. 33 / 8, 60.

<sup>53</sup> GSTA Preußischer Kulturbesitz Dahlem, Hausarchiv, Rep 49 Nr. 93, Umkehrpositiv Bl. 4.

<sup>54</sup> Heinrich August Ottokar Reichard, Seine Selbstbiographie, überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde, Stuttgart 1877, 262.

„im abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze und eine Zigarre rauchend, wie er auf die Jagd fuhr ... Ich habe ihn nie anders fahren sehen als auf dieser unansehnlichen alten Droschke, auch nie anders als zweispännig. Ein Gepränge mit sechs Pferden und Röcke mit Ordenssternen scheinen nicht sehr nach seinem Geschmack gewesen zu sein.“ Darauf erwiderte ihm Goethe: „Das ist jetzt bei Fürsten überhaupt kaum mehr an der Zeit. Es kommt jetzt darauf an, was einer auf der Waage der Menschheit wiegt; alles übrige ist eitel.“ Und er spielte auch gleich auf den Legitimationszweck des höfischen Prunks an, der inzwischen nicht mehr erfüllt werden könne: „Ein Rock mit dem Stern und ein Wagen mit sechs Pferden imponiert nur noch allenfalls der rohesten Masse, und kaum dieser“<sup>55</sup>. Schon früher einmal hatte sich Goethe notiert, daß die Großen selbst mit ihrem Verzicht auf äußere Formen die Entwicklung eingeleitet hätten, die zum Sansculottismus geführt habe, und dabei sowohl Friedrich den Großen als auch Kaiser Joseph II. als auch die Königin Marie Antoinette erwähnt<sup>56</sup>.

Das meiste von den Neuerungen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, die Neigung zu Einfachheit, die Vorliebe für Zurückgezogenheit, die Innerlichkeit der Gefühlswelt, auch das Humanitätsdenken, läßt sich besser als unter dem Konto der „Bürgerlichkeit“ unter dem Begriff der „Empfindsamkeit“ abbuchen. Der älteren Bürgerwelt sind diese Dinge ebenso fremd wie der älteren Adelswelt<sup>57</sup>. Deswegen, so scheint mir, ist es besser, von einem kulturellen Modernisierungsprozeß zu sprechen, der, ausgehend von den oberen Mittelschichten und dem niederen Adel, nach und nach die gesamte Gesellschaft erfaßt hat. Am Ziel dieses Prozesses steht das autonome Individuum, das, als Gleicher unter Gleichen, abwechselnd eine Insel und ein Atom in der Masse sein kann. Wir haben uns angewöhnt, die Gesellschaftsform, in der diese Existenz vorherrscht, als die „bürgerliche Gesellschaft“ zu bezeichnen, wobei wir uns ironischerweise auf einen ganz anderen, nämlich den politischen Begriff der *societas civilis*, als Hintergrund beziehen, was wir aber ebenso häufig auch vergessen haben.

Wo aber sind die spezifischen Übergänge zwischen Empfindsamkeit und Bürgerwelt zu sehen? Sie lassen sich illustrieren an der Entwicklungsgeschichte des sogenannten „bürgerlichen Trauerspiels“ in der Zeit Friedrich Wilhelms III. Einer seiner Hauptautoren war der Direktor des Berliner Königlichen Schauspielhauses, August Wilhelm Iffland. Seine Dramen

<sup>55</sup> Gespräch vom 23. Oktober 1828. Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, achte Originalauflage, hrsg. von H. H. Houben, Leipzig 1909, 555 f.

<sup>56</sup> Zweites Schema zu „Dichtung und Wahrheit“ vom 31. Mai 1810, in: Goethe-Gedenkausgabe, hrsg. von Ernst Beutler, Bd. 10, Zürich 1948 (Artemis-Ausgabe), 875.

<sup>57</sup> Darauf weist besonders *Pikulik*, Leistungsethik (Anm. 6), 117 f., hin, wenn er sagt: „Eine Innerlichkeit wie diejenige Werthers oder Ferdinands (aus „Kabale und Liebe“) würde die bürgerliche Welt ... aus den Angeln heben“.

unterscheiden sich von Schillers „Kabale und Liebe“ wesentlich darin, daß sie sich im Widerstreit von Pflicht, Konvention und Gefühl wieder für die Konvention entscheiden. Der Gefühlskult der älteren Empfindsamkeit wird hier entschärft zugunsten der Sentimentalität, einer Tünche, „mit der die alte Ordnung neu angestrichen und anheimelnd gemacht wird“<sup>58</sup>. Für Sentimentalität aber war Friedrich Wilhelm III. besonders ansprechbar, und es ist von der Forschung bemerkt worden, daß die Minister, Militärs und Monarchen am leichtesten Einfluß auf den König gewinnen konnten, die ihn von der Gefühlsseite her ansprachen und gleichzeitig die Kraft ihres unabhängigen Intellekts vor ihm verbargen<sup>59</sup>. Friedrich Wilhelm liebte die Stimmung, wie sie der russische Gottesdienst und der Zapfenstreich erzeugten. Er hielt sich eine Kolonie russischer Sänger, seine abendlichen Theaterbesuche, bei denen er sich die seichtesten Stücke mehrmals anschaute, sind bekannt. Mir scheint, daß er mit diesen Bedürfnissen – nach effektiv erzeugter Stimmung, nach Berieselung – am ehesten die Welt des 20. Jahrhunderts vorwegnimmt, die ja auch eine Bürgerwelt ist.

Fassen wir zusammen: Friedrich Wilhelm III. war der Gesinnung nach kein Freund des Bürgertums. Seine einfache Lebensweise entsprach Wunschvorstellungen, wie sie seit dem Zeitalter der Empfindsamkeit an vielen Höfen eingedrungen waren. Seine Liebe zum häuslichen Leben aber trägt dazu bei, den „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ auch in der höfischen Welt bemerkbar werden zu lassen. Sein Kulturkonsum nimmt moderne Rezeptionsgewohnheiten vorweg. Bleibt ein Letztes. War er denn insoweit ein Bürgerkönig, als er für alle da war, als alle ihn sprechen und erreichen konnten? Es gehört ja gerade zur Fiktion des absolutistischen Königtums, daß jederzeit gegen alle Beschlußfassungen von Behörden und Gerichten die Supplikation an den König möglich ist. Der König war in der frühen Neuzeit häufig Anwalt der kleinen Leute gegen die intermediären Gewalten gewesen. Friedrich der Große hatte in seinem mißglückten Eingreifen in den Müller-Arnold-Prozeß noch einmal die Anwaltsrolle spielen wollen. Und Friedrich Wilhelm? Er nahm sich in einer Aufzeichnung schon vor seiner Thronbesteigung vor, ein Publicandum zu erlassen, „in welchem man dem Lande bekannt machte: daß, obgleich sich jeder Landesfürst gewiß von Herzen geneigt fände, allen und jeden Klagen seiner Untertanen abzu- helfen, es jedoch die menschlichen Kräfte überträfe, bei der großen Anzahl von Suppliken aller Art selbige persönlich zu untersuchen und zu entscheiden.“ Die Vorstellung erschien ihm bedrückend, daß alle unzufriedenen Menschen im Land vor den König kommen und ihm mit den „dunkle(n) und verwickelte(n) Vorträge(n)“ ihrer Streitfälle die Zeit stehlen könnten<sup>60</sup>. So

<sup>58</sup> *Pikulik* (Anm. 6), 322.

<sup>59</sup> Vgl. R. C. Raack, *The Fall of Stein* (Harvard Historical Monographs, 53), Cambridge, Mass. 1965, 61.

erging schon einen Monat nach der Thronbesteigung ein Reskript gegen das persönliche Vorsprechen von Bittstellern<sup>61</sup>, und das Publicandum, das die Einhaltung des Instanzenweges vorschrieb, kam am 17. März 1798 heraus<sup>62</sup>. Dies geschah, wohlgemerkt, nachdem schon unter Friedrich Wilhelm I., am Anfang des Jahrhunderts, das ausufernde Supplikenwesen einen Anstoß für die Justizreform gegeben hatte. Seinerzeit hatte der König in seiner Überhäufung mit Rechtsentscheidungen vor allem ein Indiz für die mangelnde Funktionstüchtigkeit der Gerichtshöfe gesehen<sup>63</sup>. Am Ende des Jahrhunderts, nach einer Periode des Aufbaus und der Verstetigung, inzwischen schon wieder einer gewissen Erschlaffung der Verwaltung, aber fühlte sich Friedrich Wilhelm III. immer noch überhäuft, oder, besser, schon belästigt. Der König, der gern incognito unter seinen Bürgern spazierend, wollte von ihnen keineswegs angesprochen werden. Diese Haltung verhärtete sich im Lauf seines Lebens zu weitgehender Isolation. Nachdem der Agendenstreit – auch das Resultat eines solchen „Privateigensinns“ – voll ausgebrochen war, scheute Friedrich Wilhelm nicht davor zurück, die Bürger seiner Haupt- und Residenzstadt Berlin zu brüskieren. Dem Kronprinzen wurde verboten, den Bürgermeister zu einem Ball einzuladen, die Kronprinzessin durfte der Stadt Berlin nicht ihr Porträt schenken. „Solche Dinge sind sicher roh und recht unbillig“, meinte dazu die Prinzessin Marianne, die ohnehin zu Friedrich Wilhelms schärfsten Kritikern gehörte. Sie sagte dem Kronprinzen am 14. Mai 1825 ihre Meinung: „Wie traurig es jetzt für meinen König sei, nur einseitig sprechen zu hören und wie der König, der nur durch Wittgenstein [seinen Oberkammerherrn, Hausminister und Berater in allen heiklen und geheimen Angelegenheiten], Schilden [den einstigen Kammerherrn der Königin Luise] und wenn es gut geht noch manchmal von Witzleben [den Generaladjutanten und wohl liberalsten der drei, T. S.-K.] urteilen hört, sonst *keinen* hört“. Es schien der Prinzessin jedoch, daß es gerade einem König am wichtigsten sein müsse, noch andere Inputkanäle zu haben.

Die Konsequenz für die Prinzessin war, den Thronfolger zu bitten, es beim nächsten Mal besser zu machen, „wenn er mal König würde, erst Mensch zu bleiben und Menschen zu hören“<sup>64</sup>.

<sup>60</sup> „Gedanken über die Regierungskunst zu Papier gebracht im Jahre 1796 - 97“, in: Richard Dietrich (Hrsg.), *Politische Testamente der Hohenzollern* (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 20), Berlin 1986, 737 f.

<sup>61</sup> ZSTA Merseburg Rep 96 B Nr. 95 Bl. 344.

<sup>62</sup> *Novum Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgensium praecipue Marchicarum*, Bd. 10 (1796 - 1800), Sp. 1597 - 1606.

<sup>63</sup> Vgl. Otto Hintze, *Einleitende Darstellung der Behördenorganisation und allgemeinen Verwaltung in Preußen beim Regierungsantritt Friedrichs II.*, in: *Acta Borussica. Denkmäler der Preussischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert*, hrsg. von der Königlichen Akademie der Wissenschaften, Bd. 6, Berlin 1901, 87 - 92, 94.

<sup>64</sup> StA Darmstadt D 22 Nr. 33/12 S. 196.

So schließt sich der Kreis. Der einst bejubelte und mit Hoffnungen überhäufte humane Herrscher ist bereits isoliert, abgekapselt, ihn hat das Schicksal der Gekrönten bereits ereilt, obwohl er noch fünfzehn Regierungsjahre vor sich hat. War er einst aufgefordert, „Mensch“ zu sein, so richten sich die Hoffnungen jetzt bereits auf seinen Nachfolger.

Auch dieses Zeugnis beweist, daß das Konzept „Bürgerkönig“ in zweifacher Hinsicht gescheitert ist. Der da aufgefordert wurde, „Bürger“ im Sinne von „Mitmensch“ zu sein, hat sich in dem einen kritischen Punkt, daß er für Einwände und unwillkommene Kritik zugänglich sein soll, wieder zum „Gott“ gemacht. Damit ist gleichzeitig auch ausgesprochen, daß Friedrich Wilhelm III. nicht für *alle* da war, nicht die Appellationsinstanz gegen Mißbräuche, als deren größter in den zwanziger Jahren, gemessen an den Widerständen in der Bevölkerung, seine eigene Kirchenpolitik hätte angesehen werden müssen. Kein Wunder also, daß sich erneut „frohe Erwartungen“ auf einen neuen Herrscher richten.

## BUCHBESPRECHUNGEN

Rall, Hans und Marga, Die Wittelsbacher in Lebensbildern. Graz / Wien / Köln und Regensburg 1986, Verlage Styria und Pustet. 431 S., 51 Abb., 6 Stammtafeln, 2 Karten, DM 49,-.

Den 1982 erschienenen „Habsburgern in Lebensbildern“ (vgl. meine Rez. Bd. 13/1986, 218f.) sind vier Jahre später die Wittelsbacher gefolgt, und in Hans R., dem langjährigen Chef des Münchner wittelsbachischen Hausarchivs im Bayerischen Hauptstaatsarchiv, haben die beiden Verlage gewiß den besten heutigen Kenner der Dynastie gefunden. Vielleicht kennt er sie sogar zu gut, um ihr ganz gerecht zu werden. Hat schon Richard Reifenscheid nicht umhingekont, am Habsburgerstammbaum den spanischen Ast zu kappen und an den österreichischen und italienischen Nebenlinien herumzuschneiden, so lassen R. und seine Frau die Nebenlinien gleich so gut wie ganz weg. Es bleibt bei den regierenden Herzögen, Kurfürsten und Königen zunächst aus der bayerischen=ludovizianischen (die freilich die jüngere ist!) und dann der pfälzischen=rudolfinischen Hauptlinie. Heinrich XIII. von Niederbayern bekommt schon keinen eigenen Artikel mehr, wird aber unter den Nachkommen Ottos des Erlauchten auf 3 ½ Seiten berücksichtigt, samt einem knappen Überblick über seine Nachkommen, und die Neuburger kommen erst mit Philipp Wilhelm, dem ersten Pfälzer Kurfürsten der Linie, die Zweibrücker mit König Max I. zum Zug. Es fehlen also Herzog Wolfgang, den Nathanael v. Schlichtegroll 1850 „als staatsrechtlich und geschichtlich bedeutsamen Stammvater des bayerischen Königshauses“ gepriesen hat – und andere übernahmen solche Hochschätzung! – wie seine Nachfolger Johann I. und Johann II., Gustav Samuel und Christian IV. wie dessen Bruder Friedrich Michael, Max' I. Vater, und sein ältester Sohn Karl August, der Erbauer des Karlsbergs, und natürlich erst recht Reichard von Simmern oder Georg Hans von Veldenz. Die Kölner Kurfürsten Ferdinand, Josef Klemens und Klemens August werden ebenfalls als Nachkommen Wilhelms V., Ferdinand Marias bzw. Max Emanuels mit Nebenbiographien bedacht, Ernst und Max Heinrich dagegen nicht, und die vier Neuburger Bischöfe auch nicht. Da Max Heinrich kein direkter Nachkomme eines Regierenden war, steht er nicht einmal im Register.

Und die Frauen? Reifenscheid hat es bei Maria Theresia bewenden lassen und konnte das. Ralls hingegen konzidieren Kaiserin Elisabeth von Österreich ein eigenes Lebensbild, im Anhang allerdings, der auch Biographien ihres Vaters Max und ihres Urgroßvaters Wilhelm bringt (für die Herzöge in Bayern haben die Verf. offenbar ein Faible!), dazu die der wittelsbachischen Schwedenkönige Karl X. Gustav, Karl XI. und XII. sowie des fernen und unbedeutenden Pfalzgrafen von Neumarkt und skandinavischen Unionskönigs Christof (1416 - 1448) und (sehr ausführlich!) König Ottos von Griechenland, und unter den Nachkommen des sympathisch gezeichneten Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz bekommt auch die pfälzische Liselotte zwei Seiten. Ihre beiden bedeutenden Tanten Elisabeth, Fürstäbtissin von Herford, und Sophie, die „Große Kurfürstin“ von Hannover, gehen ebenso leer aus wie Isabeau de Bavière, Sisis Tante und Schwiegermutter Sophie oder gar die frommen, ja heiligmäßigen Nonnen aus der Linie Pfalz-Sulzbach. Zum Teil vermag hier der Sonderdruck aus ZBLG 44/1981 „Das Haus Wittelsbach und die europäischen Dynastien“ (vgl. meine